



Unsere Zeitzeugen berichten

Walter Schendel, Jahrgang 1928

Mein Vater war SPD-Mitglied. Er hatte sein SPD-Abzeichen (drei eiserne Pfeile) unter dem Revers. Das ist immer gut gegangen. Mein Vater war von Beruf Rechtsbeistand und hatte seine Kundschaft in Wandsbek, das damals noch zu Preußen gehörte. Er brauchte sein Parteiabzeichen, denn

wenn er Gleichgesinnte traf, war das das Erkennungszeichen. Aber leider starb er 1936. Das war das Jahr, in dem mein Bruder – damals 17 Jahre alt -, eine Kaufmannslehre bei der Reederei Bock, einem Großonkel meiner Mutter, begann. Die Reederei Bock besteht noch (Sitz: Rödingsmarkt), heißt heute aber anders.

In den 30er Jahren hatte eigentlich jeder Arbeit und genug zu essen. Man merkte von der Diktatur nichts. Mit 10 Jahren wurde ich Pimpf, Jungvolk, mit 12 kam ich in die Hitler-Jugend. Uns hat das Spaß gemacht, es war Abenteuer: mit Ausflügen, Jugendlager, in Zelten, gutes Essen. Später, ab 1939, veränderte sich die Lage. Da war ich in der Hitlerjugend. Man merkte, dass die Jugendtreffs eine Art militärische Ausbildung waren. Eine Gruppe bekam ein rotes, eine andere ein blaues Tuch, und wir mussten gegeneinander kämpfen. Das war teilweise richtig brutal. Dann ging das los mit der Rationierung. Wir erhielten Lebensmittelkarten. Aber keiner hungerte. Das änderte sich im Laufe der Zeit und begann nach dem Frankreich-Feldzug. Die Lebensmittel wurden knapper. Als Hitler Russland überfiel, wurden die Lebensmittel weiter rationiert und damit noch knapper. Aber es gab Sonderzulagen an Brot, Butter, Fett, Sachen, die man aus den besiegten Ländern nach Deutschland brachte.

1942 ging das mit den Fliegerangriffen los. Während der Bombenangriffe waren wir im Luftschutzbunker. Wir wohnten in der Hinschenfelder Straße in Wandsbek. Eines Abends, nach der Entwarnung, ging ein älterer Mann vor die Tür, und sagte: „Oh, das große Haus brennt.“ Wir wollten nach Haus gehen, aber da brannte unser Haus auch. Wir haben nicht viel retten können, nur die Küche blieb erhalten. Wir haben auch gelöscht, aber die Stuben im ersten Stock waren durchgebrannt. Eine Frau, die über uns wohnte, hatte ihre Kohlen in ihre Wohnung gebracht, weil sie einen Luftschutzbunker abgeben musste, und die Brandbomben führten dann dazu, dass gerade diese Zimmer besonders gut brannten (wegen des Phosphors).

So wurde also im Juli 1942 unser Haus zerstört. Wir wohnten in einem Reihenhaus, alle anderen blieben heil, unseres war kaputt. Wir zogen dann erst einmal in die Küche. Die Wände der Küche waren stehen geblieben, aber die Küchentür war angeschwollen und ließ sich nicht ganz schließen. Wir schliefen auf dem Fußboden. Nachbarn, die nicht ausgebombt waren, gaben uns ein paar Decken und einige Möbel. Für die Ausgebombten gab es Sonderzulagen für Lebensmittel und für Heimtextilien und Bekleidung, aber für Möbel nicht. Wir hatten noch das Sofa mit in die Küche genommen, der Tisch blieb erst einmal stehen, ein Bett wurde uns zur Verfügung gestellt. Da schlief meine Mutter mit meiner jüngsten Schwester. Wir wohnten also in der Ruine.

Meine älteste Schwester war dienstverpflichtet in einem Rüstungsbetrieb in Wandsbek. Mein Bruder war Soldat. Im Sommer ging das ja ganz gut in der Küche,

aber dann regnete es überall durch, und meine Mutter ging zu einer Dame, die in dem Haus gegenüber eine große Wohnung hatte. Dort erhielten wir durch Zuweisung der Partei ein Zimmer und wohnten zu Dritt in dem Zimmer, und zwar insgesamt acht Jahre, also bis 1950. Sonntags hatte ich Ausbildung in der Esdorf-Kaserne: 08-Pistole, Karabiner, ungeladene Panzerfaust.

Als die Nachricht kam, dass mein Bruder gefallen war, wurde meine Mutter über Nacht schneeweiß. Und das wirkte sich auf mich und meine Schwester auch aus. Meine Mutter hatte kein Interesse mehr. Sie kümmerte sich kaum um uns. Dann kam der eine Onkel, der zur See fuhr, bei uns vorbei. Er hatte kein Schiff mehr, war dienstverpflichtet, sollte zur Kriegsmarine eingezogen werden. Das wollte er nicht und hat sich dann freiwillig gemeldet nach Österreich. Dort wurden Bunker auf Gasdichtigkeit erprobt, d. h., die Materialien wurden daraufhin geprüft, ob sie den Bunker auch dicht halten, so dass kein Gas hineinströmen kann. Zu meiner Mutter sagte mein Onkel: „Denk daran, dass du deine beiden Kinder nicht vernachlässigst, sie nehmen sie dir sonst weg.“ Eine Schwester von der Fürsorge kontrollierte immer, ob alles in Ordnung ist. Das hat etwas genutzt. Da bekam meine Mutter Angst, denn die Schwester Grete, so hieß die Frau von der Fürsorge, kam unangemeldet, wie zu anderen Witwen auch. „Frau Schendel, das Leben geht weiter, Sie sind nicht die einzige, die einen Sohn verloren hat, andere fallen auch, auch Väter und Söhne.“ Tatsächlich beruhigte sich meine Mutter dadurch ein wenig.

Weitere Bombenangriffe folgten, immer wieder mussten wir in den Keller. Geregelt Schule war aber möglich. Die Volksschule war eine Knabenschule, und es waren nur die Scheiben kaputt. Die Mädchenschule war ausgebombt. Sie kamen dann zu uns. Die Fenster wurden zugenagelt. Im Winter musste jeder ein Brikett oder Holz mitbringen. Wir behielten unsere Wintersachen an, weil das in der Schule so entsetzlich kalt war. 1943 war es zu Ende mit der Schule. Die Jugendweihe hatte ich in voller HJ-Uniform in der Hermann-Göring-Schule in Wandsbek. Der Volksschulabschluss war geschafft. Anfang 1944 begann ich eine Maurerlehre. Unser Betrieb hat nur geflickt, Flicktour nannte man das. Wände gerissen, Löcher in der Wand – alles wurde geflickt. Wir Lehrlinge mussten den Sand durchsieben, mit Zement mischen und eimerweise hochhütern.

Aber dann hatte ich auf einer Baustelle einen schweren Unfall und war sieben Wochen krank und konnte diese Arbeit nicht weiter leisten. Meine Mutter ging daher zum Meister und löste den Lehrvertrag.

Ich kam dann im November 1944 ins Wehrtüchtigungslager Wenzendorf Kreis Buchholz und wurde zum Sanitätshelfer ausgebildet: freiwilliger Zwang zur freiwilligen Meldung. Im Januar 45: Musterung und Gestellungsbefehl als Sanitätshelfer ins Feldlazarett Lauenburg – darüber habe ich in dieser Zeitschrift im November 2012 schon berichtet.

Am 8. Mai war Schluss, der Krieg zu Ende. Eine Woche nach Kriegsende kam ein englischer Jeep mit englischen Ärzten ins Lager und ein kleineres Fahrzeug mit Engländern und Engländerinnen in Uniform und übernahmen das Lazarett. Wir standen alle draußen vor den Zelten und empfingen die Engländer mit einer militärischen Begrüßung. Nach kurzer Unterhaltung mit den Ärzten übernahmen die Engländer das Lazarett. Als erstes musste die Hakenkreuzfahne heruntergenommen werden, und die englische Fahne wurde gehisst. Bessere Zeiten begannen. Etwas

später kam ein LKW mit Medikamenten und Lebensmitteln. Da hatten wir ein gutes Leben und waren froh, dass alles vorbei war. Dann wurden wir alle mit einem LKW abgeholt und ins Durchgangslager nach Trittau gebracht. Dort waren sehr viele Gefangene aus Ostdeutschland, und die konnten nicht so schnell entlassen werden, weil ja der Russe in Ostdeutschland war. Aber wir, die wir in der britischen Zone wohnten, wurden nach zwei Wochen entlassen. Jeder von uns bekam ein Weißbrot und zwei Dosen Corned Beef. Ich bin dann von Trittau mehr oder weniger zu Fuß nach Wandsbek in die Hinschenfelder Straße gegangen in das Zimmer, in dem meine Mutter mit der jüngsten Schwester wohnte. Danach begab ich mich zu meiner alten Baufirma und wollte meine Lehrzeit fortsetzen. Das ging aber nicht. Also war ich arbeitslos und versuchte, durch Gelegenheitsarbeiten Geld zu verdienen: Steine klopfen in den Ruinen in den Straßen von St. Georg und Eilbek (60 RM die Woche). Dafür bekam man die Schwerarbeiterkarte. Das erbrachte eine höhere Lebensmittelzuteilung. Nicht wegen der 60 RM habe ich Steine geklopft, sondern wegen der Schwerarbeiter-Karte für Lebensmittel. Für 60 Reichsmark bekam man ein Brot.

Wenn ich keine Arbeit hatte, ging ich einmal in der Woche „stempeln“. Dann erhielt ich die Nachricht, dass es in der Ahrensburger Straße Arbeit gäbe. Dort hatte sich ein Deutscher selbständig gemacht. Er reparierte die gesamten Militärschuhe von der englischen Armee. Außerdem verkaufte er Mehl- und Zuckersäcke, aus denen ich den Staub entfernte. Die Mehl- und Zuckersäcke waren aus sehr gutem Material und ließen sich zu Geschirrtüchern und Tischdecken o. Ä. verarbeiten. Aber auch wir Arbeitskräfte organisierten uns einige Säcke für unsere Familien. Meine Schwester nähte daraus Tischdecken.

Dann arbeitete ich in einer Bohnerwachs- und Schuhcreme-Fabrik in Barmbek. Mit dem Flaschenzug wurden die großen Fässer noch oben zum Boden gezogen, und im Parterre arbeiteten Frauen, die die Bohnerwachs-Dosen füllten und den Deckel aufschraubten. Und ich musste das hochgehievte Fass öffnen und auskippen oder ausschaufeln, so dass es die Rutsche, die in die darunter liegende Etage führte, hinunterlief zu den Arbeitsplätzen der Frauen. Aber eines Tages wurden alle entlassen, und ich musste mich wieder arbeitslos melden.

In der Hinschenfelder Straße waren viele Häuser stehen geblieben. Dort hatten die Leute noch alle ihre Sachen. Schließlich waren sie nicht ausgebombt. Am Friedrich-Ebert-Damm waren auch Häuser stehen geblieben. Einige waren von den Engländern besetzt. Und dort war auch das englische Depot. Von meinen ehemaligen Spielkameraden erfuhr ich, dass man im Lager eine Hilfe brauchte. Dort ging ich dann hin. Das englische Depot war im Norman-Reichert-Werk untergebracht. Es war das Versorgungslager u. a. für die Britischen Besatzungstruppen im Norden. Da gab es alles, von der Stecknadel über Lebensmittel bis zur Garderobe.

Ich erfuhr, dass Engländerinnen interessiert waren an Porzellan, Silber und anderen wertvollen Sachen. Meine Freunde sagten zu mir: „Kannst du da nicht hingehen und was anbieten, eintauschen gegen Zigaretten?“ Zigaretten – das war die Währung auf dem Schwarzen Markt. Ich sprach Englisch, meine Freunde nicht. Also tauschte ich Wertvolles gegen Zigaretten. Ein Freund sagte: „ich habe hier eine ganze Elefantenfamilie aus Elfenbein.“ So etwas war begehrt. Miss Wade bot mir zwei Stangen Zigaretten, zwei Dosen Tabak, Zigarettenpapier, fünf oder sechs Tafeln

Cadbury-Schokolade für die Elefantenfamilie. Diese Art von Tauscherei war verboten. Es gab unverhoffte Polizeikontrollen, und ich habe deswegen ein bisschen „Schmu“ gemacht einiges für mich behalten. Schließlich war das gefährlich. Von den Tafeln Schokolade, die ich für den Verkauf der Elefantenfamilie erhielt, habe ich zwei behalten, auch eine Dose Tabak. Die Frau, für die ich das verkaufte, gab mir dann zwei Schachteln Zigaretten und von der Schokolade bekam ich einen Riegel. Das war natürlich sehr kleinlich, fand ich, und ich war froh, dass ich nicht alles, was ich erhandelt hatte, herausgegeben hatte.

Für ein Teeservice bot mir die Engländerin zwei Stangen Zigaretten, ich wollte drei + Tabakdosen + Schokolade + eine große Dose Kandis. Ich bin dann zurück und sagte der Frau, dass sie zwei Stangen Zigaretten und ein paar Tafeln Schokolade und Tabak und eine große Dose Bonbons für das Service bekäme. Nach dem Verkauf ging ich erst nach Hause und packte alles, was ich als Provision behalten hatte oder erhielt, unter das Sofa. Das musste alles gut versteckt werden. Über dem Sofa lag eine Decke, die bis zum Fußboden reichte. Auf dem Schwarzen Markt tauschten wir dann die Tabakwaren gegen Lebensmittel.

Eines Tages fragte mich Miss Wade, ob ich Arbeit hätte. Ich verneinte. Wir hatten ja noch nicht einmal ein Arbeitsamt. Sie gab mir folgenden Tipp: „Go to the British Labour Office.“ Ich bin dann ins Zentrum gegangen und habe mich zum englischen Arbeitsamt in dem runden Gebäude am Jungfernstieg/Ecke Ballindamm durchgefragt. Ich bezog mich auf Miss Wade und hatte Glück: Ich konnte sofort als Bote im Englischen Depot anfangen. Nun war ich „Runner“.

Für die einzelnen Waren gab es besondere Räume. Außerdem war der gesamte Fuhrpark dort. Ich musste die Lieferscheine abgeben, dann fuhren die Wagen an die Rampe, und die Waren wurden aufgeladen. Da nahm ich die Gelegenheit wahr zu organisieren. Bei Feierabend wurden wir durchsucht. Einmal stahl ich eine Dose Ölsardinen, bin in die Toilette gegangen und habe die Dose dort ausgelöffelt, so einen entsetzlichen Hunger hatte ich. Weil ich nicht wusste, wo ich die leere Dose unterbringen sollte, legt ich sie in den Wasserkasten, aber da waren schon mehrere drin. Das konnte ich also nicht dauernd machen.

Im Norman-Reichert-Werk bekamen wir mittags etwas zu essen, aber sehr wenig. Einmal steckte ich Schokolade in einen Strumpf. Der Vehikelpark war auf der anderen Seite des Gebäudes. Ich durfte ohne Kontrolle durch eine kleine Tür zum



Vehikelpark (Fuhrpark) gehen. An meiner Jacke hatte ich eine Karte mit Bild und meinem Namen befestigt als Beweis, dass ich dort als „Runner“ (Bote) beschäftigt war. Hinter dem Fuhrpark war ein Trümmerfeld, und in dem Trümmerfeld stand ein Herd, der kaputt war und dort etwas schräg in den Trümmern lag. Dort versteckte ich während meiner Botengänge in einer kleinen Herdklappe meine Errungenschaften und versorgte so meine Familie zum Teil. Und nach Feierabend machte ich dann wieder meine

Tauschgeschäfte. So haben wir überlebt. Wer weiß, wir wären sonst wohl auch verhungert.

1951 bekamen wir dann endlich eine Zwei-Zimmer-Wohnung von 50 qm in Eilbek in der Rückertstraße. Sie war zwar noch etwas feucht, noch frisch, aber neu gebaut. Ich fühlte mich wie im Himmel! 1952 wurde ich vom Arbeitsamt vermittelt zur GSO, das war die German Service Organisation in Mönchengladbach. Dort war ich bis 1954. Wir wohnten in der GSO mit 11 Männern auf einer Stube in einem ehemaligen Gefangenenlager, das aus vier Baracken bestand.

Um die Arbeit in der GSO zu bekommen musste man sich für zwei Jahre verpflichten und erhielt drei Wochen Jahresurlaub und über Weihnachten frei. Außerdem gab es – neben einem sehr guten Lohn – eine Freikarte in die Heimatstadt und Kaltverpflegung für die Dauer des Urlaubs (Wurst, Brot, Fett). Obwohl die Kosten für Unterkunft und Verpflegung abgezogen wurden, konnte ich von meinem Lohn meine Mutter in Hamburg unterstützen.

Während meiner Tätigkeit in Mönchengladbach sprach es sich herum im Lager der GSO, dass es zwischen Deutschen und Holländern Schiebereien gäbe. Sie verkauften Kaffee gegen D-Mark. Die Holländer wollten DM haben, die Deutschen Kaffee. Das waren Pakete mit Kaffeebohnen. Natürlich kaufte ich auch Kaffee. Meine Mutter hatte aber keine Kaffeemühle. Als ich dann Weihnachtsurlaub hatte, kaufte ich meiner Mutter in Wandsbek bei Karstadt eine Kaffeemühle. Das war eine große Freude. Den Kaffee roch man im ganzen Haus. Und die Nachbarn, die das rochen, wollten dann auch Kaffee haben. Aber das habe ich verweigert, denn so richtig erlaubt war das nicht. Ich habe meiner Mutter geraten, Kaffee an die Nachbarn zu geben und zu tauschen. Das hat meine Mutter getan, bekam dafür mal für meine Schwester eine Bluse oder auch Obst für den Kaffee.

In Mönchengladbach nannte man uns „die Polacken“, die Flüchtlinge, und man fragte: „Warum haut ihr nicht wieder ab in eure Heimat?“ Die Bewohner von Mönchengladbach verhielten sich uns gegenüber nicht fair. Sie waren sehr unfreundlich zu uns. Wir waren nicht beliebt. Wir gehörten nicht hierher. Man bediente uns nicht in den Läden oder ließ uns warten, bis niemand sonst zu bedienen war. Man beschimpfte uns mit „Gesocks, das sich hier breit macht“. Nach den zwei Jahren habe ich meinen Vertrag aus diesem Grunde nicht verlängert. Ich wollte nach Hause, nach Hamburg zurück.

Danach bekam ich Arbeitslosengeld, ging also Stempeln, machte einige Gelegenheitsarbeiten.

Wenn man Stempeln ging, gab man seine Arbeitskarte zum Stempeln ab und fragte nach Arbeit. Leider war das häufig ergebnislos. Deswegen kaufte ich mir immer eine Bildzeitung für 10 Pf und suchte mir mit Hilfe der Stellenanzeigen selbst eine Arbeit. Die letzten 15 Jahre meiner Berufstätigkeit arbeitete ich bei einem Verlag. 900 DM erhielt ich 1971 monatlich, dazu eine Jahreskarte für Bus und Bahn und täglich DM 1,50 Essensgeldzuschuss. Der Verlag existiert heute noch. Damals befand er sich in der Blumenstraße an der Alster.

Bearbeitet von Ute Mielow-Weidmann